

Unverkäufliche Leseprobe



Armin Nassehi

Kritik der großen Geste

Anders über gesellschaftliche Transformation
nachdenken

2024. 224 S.

ISBN 978-3-406-82322-0

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/37000397>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

C·H·Beck

PAPERBACK

Armin Nassehi

Kritik der großen Geste

Anders über die gesellschaftliche
Transformation nachdenken

C.H.BECK

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2024

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses

Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com, Andrea Wirl

Umschlagabbildung: Hans-Günther Kaufmann

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 82322 0



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhaltsverzeichnis

- Vorwort 7
- 0 Incipit
Oder: Eine Verwunderung 9
- 1 Gegenwart
Oder: Warum spielen alle ihre Rollen? 27
- 2 Multiple Krisen
Oder: Drohende Visibilisierungserfahrungen 34
- 3 Kollektive Herausforderungen
Oder: Warum das Gemeinsame eine Illusion ist 50
- 4 Von weißen Blättern und Zinnsoldaten
Oder: Warum tun sie nicht, was sie sollen? 59
- 5 Kapitalismuskritik als Selbstberuhigung
Oder: Das Maß der Maßlosigkeit 70
- 6 Vertikale versus horizontale Ordnungen
Oder: Woher die Unübersichtlichkeit? 89
- 7 Exkurs: Das Problem der Textförmigkeit
Oder: Warum man das alles kaum beschreiben
kann und wie die Polyphonie uns rettet 95

- 8 Zielkonflikte
Oder: Warum Einigkeit das Schlimmste wäre 104
- 9 Ein eklatanter Fehlschluss
Oder: Warum der Selbstbetrug nur den
anderen nützt 117
- 10 Träge Arrangements
Oder: Unhintergehbare Verstrickungen 128
- 11 Konservative Bezugsprobleme
Oder: Warum mit starker Schwäche gerechnet
werden muss 136
- 12 Was- versus Wer-Fragen
Oder: Worüber streiten wir da? 150
- 13 Kompetente Politik
Oder: Neue Konflikte, bitte! 174
- 14 Steuerung und Transformation
Oder: Warum die Begriffe versagen 188
- 15 Und nun?
Oder: Die Stärke kleiner Schritte 202
- 16 Coda: Die Moral von der Geschichte 222

Vorwort

«Transformation» – das ist ein veritabler Stimmungskiller, eine Drohung, ein Menetekel, aber auch ein Programm, eine Verheißung, eine manchmal fast eschatologische Kategorie, die auf Rettung zielt, auf Erlösung, gar auf existentielle Herausforderungen. In der Forderung nach Transformation schwingt einerseits etwas von unvermeidlicher Veränderung mit, andererseits hört es sich an wie ein Programm. Es ist die Spannung zwischen passivischer und aktivischer Form: *Werden wir transformiert, oder transformieren wir?* Jedenfalls ist Transformation der Anlass für die große Geste und für die verpflichtende Rede, die gerne manchmal etwas Pastorales hat – und wie alles Pastorale auch Abwehr erzeugt, vor allem bei den Ungläubigen.

Dieses Buch misstraut der großen Geste und schickt sich deshalb an, wenn überhaupt, *anders über Transformation nachzudenken*. Anders heißt nicht: eine andere große Geste, sondern eher, über den Eigensinn jener Gesellschaft nachzudenken, *in der* etwas stattfinden soll, was Transformation genannt wird. Alles, was transformiert, gesteuert, verändert, verbessert werden soll, reagiert auf entsprechende Versuche und Eingriffe mit seinen eigenen Mitteln. Um diese Mittel soll es hier gehen. Das Buch bietet keine Lösungen für Krisen an und nimmt keine explizite politische Position dazu ein, sondern fragt danach, in was für einer Welt solches stattfindet.

Zu schreiben begonnen habe ich das Buch im Spätsommer 2023 in einem ehemaligen Klosterhof in der Nähe von Lucca in der Toscana, fertiggestellt wurde das Manuskript am Dreikönigstag des Jahres 2024. Die barrierefreie Form des Textes

ohne wissenschaftlichen Apparat soll das Lesen erleichtern – und es sollte zugleich leichter zu schreiben sein. Im Idealfall sollte man das dem Text ansehen.

Viele Gedanken des Buches habe ich in Vorträgen vor sehr unterschiedlichen Publika entwickelt und an meiner eigenen Sprachperformance und an den Reaktionen des Publikums darauf getestet. Sehr früh war wie stets Irmhild Saake in die Konzeption des gesamten Projekts einbezogen, und sie hat unterschiedliche Versionen mitgelesen. Ich bin ihr sehr dankbar für diese Zusammenarbeit.

Den gesamten Text haben nach Fertigstellung des Manuskripts mehrere Personen gelesen. Ihnen verdanke ich wertvolle Hinweise, nicht nur inhaltlicher Natur, sondern auch im Hinblick auf die Nachvollziehbarkeit des Arguments. Im Einzelnen waren das Niklas Barth, Juliane Engel, Lena Göbl, Claudia Salowski und Peter Unfried. Ihnen sei herzlich gedankt.

Dem Verlag C.H.Beck danke ich für die erneut sehr gute Zusammenarbeit bei dem nunmehr vierten gemeinsamen Buchprojekt. Zu der guten Zusammenarbeit gehört auch das kompetente Lektorat von Matthias Hansl.

München, im Februar 2024

0

Incipit

Oder: Eine Verwunderung

Auch an multiple Krisen, an Transformationsaufforderungen und an Zeitenwenden kann man sich gewöhnen. Vielleicht steckt in diesem etwas lapidaren Satz fast alles, worum es in diesem Buch geht. Dass es Gewöhnungseffekte gibt, Trägheiten in gesellschaftlichen Veränderungsprozessen, Wiederholungen und Festhalten am Bewährten, kann einen Soziologen kaum erstaunen. Unser Gegenstand, die Gesellschaft, ist ohnehin von mehr Gewöhnung und Bewährung geprägt, als es das Gerede der Gesellschaft in der und über die Gesellschaft nahelegt. Sich darüber zu wundern, wäre also naiv – auch, sich über Veränderungsdruck und multiple Krisen zu wundern.

Aber vielleicht könnte es recht produktiv sein, sich doch darüber zu wundern. Jedenfalls soll das die Grundhaltung dieses Buches sein, denn der Gewöhnungseffekt, der mich interessiert, meint nicht in erster Linie die Gewöhnung an Krisen oder das, was wir Krisen nennen. Denn viele Parameter – vor allem in der Protestkultur, in einem Teil der Presse (nicht nur der üblichen verdächtigen Boulevardpresse), in der Form der politischen Auseinandersetzung, in der generalisierten Elitenkritik, in der Ausrufung von politischen Feinden innerhalb des demokratischen Spektrums – weisen darauf hin, dass Teile der Bevölkerung sich eher an einen Generalzweifel «der Gesellschaft» oder «dem System» gegenüber gewöhnt haben. Solche Formen erzeugen starke Bilder – und nicht zuletzt eine Normalisierung

autoritärer Fantasien im politischen Raum. Anders ist der Höhenflug der AfD, einer offen rechtsextremen Partei, in Umfragen und womöglich später in Wahlen nicht zu erklären. Aber all das ist eher eine Reaktion auf merkwürdig gegenläufige Erfahrungen: Auf der einen Seite hält ein permanenter Transformations- und Nachhaltigkeitsdiskurs die öffentliche Kommunikation mit ihrem Versprechen in Atem, wie kurz wir vor der Lösung planetarer Probleme hin zu einem neu geordneten Zustand sind – auf der anderen Seite weist das Versprechen darauf hin, dass gewohnte Selbstverständlichkeiten, Sicherheiten und Routinen in Frage gestellt werden. Das kann man aus einer akademischen Perspektive schön als die Bedingung allen Wandels ansehen, aber von denjenigen, deren Geschäfts-, Lebens-, Glaubens- und Alltagsmodelle in einem fragilen Gleichgewicht von den bestehenden Bedingungen abhängig sind, wird das anders empfunden. Ein Großteil jener generalisierten Elitenkritik und der Lautstärke der extremen Seiten des politischen Spektrums, auch die antiszientistische Kritik wissenschaftlichen Wissens und nicht zuletzt die Kritik an vor allem urban-akademischen Lebensentwürfen ist sicher auch auf diese Spannung zurückzuführen.

Mich interessieren nicht die Krisen selbst, also nicht, welche CO₂-Bepreisung die angemessene ist, welche Anpassungsleistungen an den bereits stattfindenden Klimawandel vonnöten sind, welches Verhältnis von Geboten/Verboten und Anreizen und Selbststeuerung am wirkungsvollsten ist, wie man richtig mit der Bekämpfung von Seuchen umgeht, welche militärpolitischen Konsequenzen neue internationale Sicherheitslagen erfordern, welche Subventions- und Schuldenpolitik die richtige ist, um klimaneutrale Produktionsformen und Produkte zu ermöglichen, welche Produktgruppen und Konsumstile angemessen sind, mit welcher Steuerpolitik man den Ausgleich zwischen ökonomischer Dynamik und der Kontinuität von Le-

bensformen am besten managen kann, wie man migrationspolitisch mit den unterschiedlichen Wanderungsformen umgeht oder welche Art von individueller Moral in all den Krisensituationen angemessen ist.

Mich interessiert vielmehr, wie sehr sich gesellschaftliche Routinen an sich selbst gewöhnen, wie sehr sie sich in einer Praxis einrichten, die mögliche Verunsicherungen geradezu wegmoderieren und den Alltag stärker werden lassen als jede Einsicht – übrigens etwas, das die Soziologie ohnehin lehrt. Mich interessiert, wie unbeeindruckt das bisweilen geschieht. Gesellschaftliche Praxis ist vor allem von Selbstbestätigung, von Wiederholungen, von der Selbststabilisierung des Bewährten geprägt. Man muss freilich aufhören, das nur im Modus der Anklage zu registrieren, denn auch diese bewährt sich ziemlich gut als Geschäftsmodell, das nur ein Geschäftsmodell sein kann, wenn es sich wiederholt – mit diesem Wiederholungsaspekt wird übrigens geschäftsmäßiges Handeln definiert.

Produktives Nachdenken fängt erst dort an, wo nicht nur Lösungen dekretiert werden, sondern wo man sich *erstens* Gedanken darüber macht, ob und wie solche Lösungen in der bestehenden Gesellschaft andocken können, und wo man *zweitens* mit Gegenreaktionen dieser Gesellschaft rechnet – und zwar nicht einfach in dem Sinne, diese Gegenreaktionen mit der Verstocktheit, der mangelnden Bereitschaft oder dem falschen Glaubenssystem der Adressaten zu erklären. Es stimmt schon, man kann ernsthaft daran verzweifeln, wie stabil und erwartbar viele Verhaltensweisen und Sprechakte, Strategien und Beschwörungsformeln sind. Theoretisch ausgedrückt: Systeme sind stabiler, träger als ihre Umwelt. Diese Trägheit ist genau genommen die Ordnungsleistung von Systemen, die nur deshalb dauerhaft bestehen können, weil sie die internen Möglichkeiten nicht-zufällig einschränken. Das gilt für Systeme aller Art, auch für gesellschaftliche. Das gilt für biologische,

organische Systeme, die einen Trägheitsmechanismus haben, nicht alle Umweltveränderungen eins zu eins umzusetzen; das gilt für die menschliche Psyche, die sich in Mustern einrichtet und sich nicht durch jede überraschende Information verunsichern lässt; das gilt für kulturelle Systeme, deren Bedeutungen und Symbole, Zeichen und Formen stabiler bleiben als ihre kulturellen Verarbeitungsformen – und das gilt eben auch für soziale Systeme, die Routinen, Praktiken, Rollen, Erwartbarkeiten usw. ausbilden. Das ist das Terrain, auf dem sich die Soziologie bewegt, wenn sie nicht einfach nur großsprecherische Programmanzeigen und Entlarvungsgesten hinbekommt oder als Reflexionstheorie privilegierter Milieus daherkommt, auch wenn sie sich als Anwältin der weniger Privilegierten geriert.

Trägheit ist nicht einfach ein Programm, eine Marotte oder ein abzulegender Charakterzug, auch keine Geschmacksfrage, sondern ein *struktureller Schutzmechanismus*, der freilich auch Kosten hat. Die Krisendiagnosen jedenfalls sagen, dass schnell etwas getan werden müsste, und zwar von «uns allen». Aber es bleibt aus, zumindest sieht es so aus. Klassisch lässt es sich am Dauerthema Klimawandel beobachten, dessen disruptive Dringlichkeits- und Katastrophensemantik sich selbst routinisiert hat. Um es klar zu sagen: *Die Dringlichkeit ist sehr hoch und wird immer höher, aber dringlich-schnelle Veränderungen erzeugt das nicht – eher langsame, in kleinen Schritten – und Abwehrreaktionen, die man moralisch kritisieren kann, aber wenigstens begreifen sollte.* Und eher kleine Schritte taugen nicht für große Beschreibungen, aber sind womöglich wirksamer als die Disruptionsemantiken des Typs «Alles könnte anders sein» und wir könnten «Unsere Welt neu denken» oder «Wir könnten es so schön haben». Das sind Formulierungen aus Buchtiteln, auf die ich nicht direkt eingehen möchte – es reicht der Diskurstypus, der die affirmative und kritische öffentliche Wahrnehmung etwa der Klimakrise durchaus ab-

bildet und bei aller Expertise und hohen Informationsdichte, die hier auch vermittelt wird, mit geradezu unrealistischen Chiffren versieht. Solche Perspektiven werden von vielen zu Unrecht, aber nicht grundlos gehasst. Gibt es einen Ausweg aus diesem Dilemma?

Um es klar zu sagen: *Es könnte keineswegs alles anders sein.* Als Sozialwissenschaftler kann man, nein, muss man wissen, wie stabil, wie manchmal kaum auszuhalten stabil und erwartbar sich Praktiken und Routinen darstellen, wie widerständig vor allem die bewährten Alltagsroutinen, die kulturellen Chiffren und Überzeugungen, wie schwer aufklärbar Einstellungen sind und wie mächtig die Gewohnheit ist. Genau deswegen kann man sich auch daran gewöhnen, permanent damit beschallt zu werden, dass alles anders wird und nichts so bleibt, wie es ist. Dass keineswegs alles anders sein kann, bestätigt sich auch darin, dass man das Gegenteil immer wieder behaupten kann – nicht folgenlos, aber weit entfernt von der disruptiven Verve der Forderungen.

Am Anfang meiner Argumentation seien zwei auf den ersten Blick gegenläufige Beispiele genannt, die auf Trägheit und Persistenz verweisen. Vielleicht ist einer der sichtbarsten Hinweise auf die Macht der Trägheit und Persistenz von Formen der nach den barbarischen Angriffen der Hamas auf israelische Zivilisten im Oktober 2023 grassierende extreme Antisemitismus in unterschiedlichen Milieus der Gesellschaft. Es handelt sich um eine kulturelle Trägheit, die Persistenz eines Musters abrufbarer antisemitischer Reflexe, die je nach kulturellem Milieu eine je eigene Ausprägung erfahren: ein aus dem Anlass besonders sichtbarer muslimischer und islamistischer Antisemitismus, ein entsetzlicher linker Antisemitismus in universitären und künstlerischen Milieus, der dort keineswegs ein Fremdkörper ist, ein rechter und rechtsradikaler Antisemitismus, der sich angesichts des islamistischen Imports in eine

merkwürdige Form des Philosemitischen camoufliert, ein bürgerlicher Antisemitismus, der ohnehin zur Grundausstattung gehört. Geradezu unbrauchbar sind Bekenntnisse, gar kein Antisemit zu sein, denn die genannten Muster sind stabiler als die Selbstbeschreibung jener, die dann doch wieder in die erwartbaren Routinen zurückfallen. Am deutlichsten werden sie in der Behauptung, man brandmarke jede Kritik an Israel als antisemitisch – das wäre in der Tat falsch. Es gibt an Israel genug zu kritisieren. Aber international eklatant unterschiedliche Maßstäbe anzuwenden, wenn es um Israel geht und nicht andere Länder, folgt dem Muster. Noch beliebter ist es, diese Israel-Kritik damit zu legitimieren, dass es auch Juden gebe, die so denken. Das ist nur die invertierte Form des bürgerlichen Antisemitismus, der gerne damit kaschiert wird, man habe einen Juden im Freundeskreis. Dieses Beispiel soll nur ein Hinweis auf die Trägheitserfahrung einer an Regelmäßigkeiten und Wiederholbarkeit orientierten Form von Ordnung sein. Ob kulturelle Bedeutungen oder soziale Formen – ihre Berechenbarkeit und Erwartbarkeit ist erstaunlich und tritt erstaunlicherweise auch (oder gerade) in plötzlichen, in disruptiven, in als krisenhaft erlebten Situationen zutage.

Das zweite Beispiel stammt aus neuen Forschungen über die sogenannte Polarisierung der Gesellschaft in Deutschland – eine der erfolgreichsten semantischen Formen zur Selbstbeschreibung der Gesellschaft. Da diese Selbstbeschreibung stärker in den Massenmedien der Gesellschaft als in der Soziologie stattfindet, ist die Rede von der in immer gegensätzlichere Lager gespaltenen Gesellschaft schon aus strukturellen Gründen plausibel, denn die interne Logik der Massenmedien kennt einerseits Neuigkeit und Aktualität als Grundcharakteristikum, daneben aber auch den Konflikt, der sich aufgrund seiner zweiseitigen Formen für mediale Darstellungen besonders eignet. Forschungen im Umfeld des Berliner Soziologen Steffen

Mau freilich geben eine solche Diagnose nicht her. Zwar gibt es Themen, «Triggerpunkte» genannt, die herausfordern und die sehr konfliktfähig sind, aber in der Grundstruktur repräsentativer Einstellungen hat sich nichts wirklich Grundlegendes geändert – trotz vielfältiger Krisenerfahrungen. Das Unbehagen ist gestiegen und die Sensibilität für bestimmte Themen und Erfahrungen, aber keineswegs die Bereitschaft zu einer scharfen und kompromisslosen Spaltung, obwohl diese immer wieder herbeigeschrieben wird. Die pluralistische Gesellschaft bleibt trotz dieser Erfahrungen erstaunlich stabil pluralistisch – und profitiert von einer Trägheit und Persistenz von Formen, die sich bewährt haben. Selbst für einen als ausgemacht geltenden Rechtsruck gibt es weniger wissenschaftliche Evidenz als erwartet – freilich auf einem nicht niedrigen Niveau rechter Einstellungen und trotz wachsender Zustimmungsraten für eine rechtsradikale Partei, die keinen Hehl aus ihrer Gesinnung macht. Eine inzwischen aus den Rudern laufende Protestkultur, man denke etwa an die Bauernproteste im Winter 2023/24, angesichts derer die «Letzte Generation» wie ein Kindergeburtstag wirkt, ist ebenfalls ein Hinweis darauf, dass sich an den «Triggerpunkten» viel kommunikative Aufregung anlagert, an die man sich gewöhnt. Der Protest hatte semantisch nicht nur die Dieselbesteuerung auf dem Schirm, sondern ein Muster an Vorwürfen gegenüber der Regierung, die viel mit Transformations- und Veränderungsdruck, aber auch mit der Sichtbarkeit von Krisenerfahrungen zu tun hatte. Man gewöhnt sich einfach auch an die eigenen Argumente und Bornierungen.

Mit der Trägheitsdiagnose ernte ich oft Widerstand und Unverständnis, sogar die Unterstellung, damit Nichtstun zu rechtfertigen oder gar «die Verantwortlichen» aus der Pflicht zu nehmen. Beliebte ist auch die oft mit entlarvender Geste formulierte Provokation, ich dachte wohl, dass Lösungen ganz

ohne Zumutungen und Verzichte auskommen würden. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Gerade *weil* Krisenbewältigung, Transformationserfordernisse, Veränderungsdruck, Anpassungsleistungen nicht ohne Zumutungen, nicht ohne Verzichte, nicht ohne Ungewohntes auskommen, wird die Trägheit der Systeme, wird die Trägheit des Verhaltens und wird die Trägheit des Denkens so sichtbar und wirksam. Außerdem beweist der Vorwurf nur reflexiv die These: Aus der Trägheit, einen Schuldmechanismus generieren zu müssen, um sich einen Reim auf die Welt zu machen, kommen solche Kritiken nicht heraus. Es reicht die Betonung der Drastik.

Es muss doch mehr möglich sein, oder? Ich habe in den letzten Jahren in meiner eigenen Arbeit immer wieder versucht, genau das zu kritisieren und mit einer methodisch kontrollierten Form der Gesellschaftsbeschreibung auf Komplexitätsprobleme, auf Differenzierungsfolgen, auf Perspektivendifferenzen aufmerksam zu machen. Das Motiv der Überforderung spielte dabei ebenso eine Rolle wie die Einsicht, dass sich die Lösungen nicht einfach dekretieren und politisch durchsetzen lassen – übrigens garniert mit dem genau genommen recht simplen Gedanken, dass das Politische nicht außerhalb der gesellschaftlichen Dynamik steht, sondern dazugehört. Politik ist Teil des Problems – so viel Reflexivität muss sein.

Diese Arbeiten waren alle durch eine engagierte Distanziertheit geprägt – sie kamen neutral oder besser abgeklärt daher, mit möglichst sparsamen Wertungen und in einem Duktus des erklärenden Angebots, dessen Gehalt zugleich mitliefert, warum man dieses Angebot nicht als Gesamtpaket annehmen kann – denn die Grundthese ist die, dass so etwas wie Gesamtpakete ausgeschlossen sind, auch wenn sie sich so schön formulieren lassen. Es ist also vielleicht an der Zeit, dass ich ansatzweise die Textsorte wechsele, aber nicht in einer Übersprungshandlung, nun auch endlich angemessene politische

Forderungen mit großer Verve und engagierter Betroffenheit zu stellen und das Ganze auf ein Erweckungserlebnis zurückzuführen, etwa im Stile der *confessiones*. Das sicher nicht, aber doch mit jenem Drive, der nötig ist, um diesen einen Gedanken stark zu machen: *dass man zwar perfekte Ziele imaginieren, große Dringlichkeiten postulieren, moralische Ansprüche begründen und gute Lösungen entwerfen kann, und all das mit großem Nachdruck, dass aber all das nichts wert ist, wenn nicht ins Kalkül gezogen wird, dass der Gegenstand, um den es geht, selbst und eigensinnig auf jeden Versuch der Intervention reagiert*. Der moderierende Faktor – das will der Soziologe zum Thema beitragen – ist die Gesellschaft selbst, ihre innere Dynamik, ihre Selbstlimitation – und die spezifische Form ihrer Möglichkeiten.

Dieser Perspektive liegt die Erkenntnis zugrunde, dass Expertise, zumal wissenschaftliche Expertise, ein merkwürdiges Kontrollproblem hat. Jeder Experte, jeder Wissenschaftler und auch jede Wissenschaftlerin muss selbstverständlich von der Illusion ausgehen, dass «Wissen» und «Expertise» das entscheidende oder wenigstens ein entscheidendes Medium der Veränderung, der Transformation und der Problemlösung ist. Man sollte diese Illusion nicht vollständig aufgeben, natürlich nicht.

Aber vielleicht fehlt einer solchen Perspektive ein genaueres Wissen und genauere Expertise über die Bedeutung und die Potenz dessen, was wir «Wissen» nennen. Denn suggeriert wird oft ein merkwürdiges Kontrollverhältnis, das fast als eine Art *déformation professionnelle* von Akademikern mit Klientenkontakt gelten könnte: *Man muss es den Leuten nur sagen, wie es wirklich ist, dann werden sie sich schon entsprechend verhalten oder sich der Einsicht in jene Notwendigkeit fügen, die die Expertise so kunstvoll zu begründen sich anschickt*. Es reicht nicht, in milieubedingter Naivität zu behaupten, man müsse den Leuten nur «ehrlich» sagen, dass jetzige Transformations-

kosten später einen Ertrag für sie haben werden – daran haben sich schon frühere Revolutionäre die Zähne ausgebissen. Wenn man solche Sprecher manchmal reden hört, wie schön die zukünftige, die transformierte Welt sein wird, wenn man jetzt wie aus einem Guss an einem Strang zieht, sieht das manchmal aus, als sei das geradezu *designed* als Generator zur Erzeugung von Abwehr, von Unverständnis, sogar von Hass. Bisweilen hat solche Überzeugung aus einem Guss, die auf Transformation aus einem Guss zielt, auch etwas Autoritäres, was gerade diese beseelten Sprecher weit von sich weisen würden.

In vorgestellten Kontrollverhältnissen weiß man nie, wer Kontrolleur ist und wer kontrolliert wird. Das ist ein Gedanke aus der Kybernetik. Wer ist in einem Regelkreis der Kontrolleur? Kontrolliert nicht auch die kontrollierte Seite den Kontrolleur? Verwirrt nicht schon ein einfaches soziales Kontrollverhältnis den Beobachter, wenn er sich nicht einfach auf die «offizielle» Beschreibung verlässt? Wenn jemand qua Amt oder Position die Macht hat, dann kontrolliert er als Mächtiger sein Gegenüber – aber nur solange das Gegenüber durch sein subalternes Verhalten die Konstellation bestätigt. Der Mächtige ist vom Unterworfenen eindeutig abhängig – wenn man das mitsieht, weiß man nicht mehr so genau, wer eigentlich die Kontrolle hat. Das ist mannigfaltig diskutiert worden – etwa als die Dialektik von Herr und Knecht oder auch soziologisch als Beschreibung von Macht als einer prinzipiell instabilen Form.

Wer Kontrolle (also Einfluss, Macht, Wirkung usw.) ausüben will – und sei es nur durch ein gutes Argument oder durch Expertise –, muss immer mit dem Eigensinn des Gegenübers rechnen, das nach eigenen Kriterien auf die Einflussnahme reagiert. Damit beschäftigt sich dieses Buch: *wie die Gesellschaft und ihre Instanzen auf Veränderungsdruck, Verunsicherung, Lösungsperspektiven, Transformationsversuche und Einflussnahme reagieren und wie solche Formen auf ein Gegenüber*

treffen, das selbst permanent aktiv ist und nicht einfach reaktiv. Überzeugen kann man nur die, die für Überzeugungen offen sind – und steuern kann man nur das, was sich als steuerbar erweist. Dass das nicht immer der Fall ist, und das nicht zufällig, ist Gegenstand der folgenden Erörterungen.

Dies ist kein Buch über konkrete Krisen, auch wenn das Beispiel der Klimafrage am häufigsten vorkommt – aber letztlich nur als Parabel dafür, wie eine Gesellschaft wie die moderne mit kollektiven Herausforderungen umgeht, wie sie dies als Krise rahmt und was man daraus lernen kann. Dieses Buch beteiligt sich nicht an der Diskussion, welche konkreten Programme, Mittel, Strategien und Entscheidungen es braucht, um sich in den vielfältigen Krisen zurechtzufinden und Gefahren abzuwenden. Der Autor will hier auch nicht über seine konkreten Kompetenzen hinaus dilettieren. Programmatische und strategische Vorschläge zur Bewältigung verschiedener Krisen gibt es viele, sie werden kontrovers diskutiert, und man darf im Sinne einer differenzierten Gesellschaft davon ausgehen, dass diese unterschiedlichen Konzepte aus je unterschiedlichen Perspektiven formuliert werden. Und im Sinne einer liberalen Demokratie darf man hoffen, dass es im politischen Raum einen Wettbewerb um die besten Konzepte gibt. Aber daran beteiligt sich dieses Buch kaum. Es geht hier eher um *Wie-* als um *Was-*Fragen. Wenn man es metaphorisch ausdrücken will: *nicht um einzelne Programme, sondern darum, wie das Betriebssystem funktioniert, auf dem die Programme laufen.*

Was ich herausarbeiten will, ist die Beantwortung der Frage, *wie* eine moderne Gesellschaft mit ihren Ressourcen und Limitationen auf kollektive Herausforderungen und Krisen reagiert. Genau genommen lautet die Frage nicht, *welche Sätze* es braucht, um all die Krisen zu lösen, sondern *wie* die Leute auf ihre Sätze kommen.

Meine Verwunderung darüber, wie unbeeindruckt gesellschaftliche Routinen, Praktiken und Lösungskonzepte von den Herausforderungen selbst sind, ist mir Anlass, nach den Bedingungen zu fragen, unter denen Lösungen als solche erscheinen. Dass dies mit der Struktur der Gesellschaft, der Trägheit ihrer Bedingungen und den eingespielten Formen ihrer Institutionen zu tun hat, ist gewissermaßen der Beitrag eines Soziologen, der kein Klimawissenschaftler ist, kein Ökonom, kein Ingenieur und auch nicht einfach ein engagierter Bürger. Dieses Buch soll insofern anders sein als diejenigen, die uns sagen, was nun zu tun ist. Man kann mit den lautersten Motiven eine Revolution der Demokratie ausrufen, ein Umdenken fordern, Menschen auf ihre globale Privilegierung hinweisen, auf falsch verstandene Freiheitsvorstellungen, auf die Nebenfolgen ihrer Lebensweise hinweisen. Der Hinweis auf eine «Revolution» löst letztlich nicht das Sachproblem, sondern ein Darstellungsproblem. Einer drastischen Sache muss mit drastischen Begriffen begegnet werden – und schon ist man mitten drin in jenem Spiel, dessen Folgen man beklagt: dass der Rechtspopulismus wächst, die Elitenkritik steigt und das Vertrauen in demokratische Verfahren schwindet. Mit all dem hätte man dann sogar recht, aber übersieht, dass all das in genau der Welt stattfindet, die da beklagt wird. Und mit dem Glauben, dass eine funktionierende Demokratie sich daran messen lässt, dass das wünschenswerte Ergebnis herauskommt, ist man seinen populistischen, antidemokratischen Antipoden näher, als man es sich in seinen schlimmsten Träumen vorstellen kann. Der semantische Ausweg einer «Revolution» ist eben nur ein semantischer Ausweg – und eben von der Grundidee beseelt, dass *alles anders sein* könnte. Denn diese Grundidee könnte konventioneller nicht sein. *Was freilich anders sein könnte, ist das Nachdenken über Transformationen und Veränderungen.* Dem, und nur dem, soll hier nachgegangen werden.

Schon deshalb ist es explizit kein klassisches politisches Buch – und will es auch nicht sein –, aber schon ein appellierendes: Es muss möglich sein, einen Stand sozialwissenschaftlicher Forschung und gesellschaftstheoretischer Einsichten zur Grundlage für einen wenigstens partiell anderen Blick jenseits der großen Gesten, der Verwechslung der Dringlichkeit mit der Möglichkeit und vor allem jenseits des allein moralischen Apells nutzbar zu machen. Die Illusion ist nicht, ein im engeren Sinne *umsetzbares* Kontroll-Wissen zu präsentieren, aber vielleicht einige Hinweise darauf, wie sich Perspektiven verschieben, wenn man die Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen von einer anspruchsvolleren Denkungsart inspirieren lässt als den immergleichen Posen und Selbstverständlichkeiten. Vielleicht sind dann auch produktivere Konflikte möglich als jene Pro-Contra-Konstellation, die letztlich den Wettbewerb um handhabbare Lösungen behindert und beide Seiten von klarer Reflexion entlastet. Am Ende werde ich darauf kommen, dass sich in dieser Gesellschaft bereits Formen etablieren, die mit Krisenbewältigung durchaus umgehen können – und empirisch wird sich zeigen, dass es eher eine evolutionäre als eine disruptive Form ist, die gesellschaftliche Praktiken lernfähig macht. Diese lassen sich nicht so einfach erzählen wie die großen Geschichten und die posenhaften Formen, aber sie entsprechen der Praxisform dieser Gesellschaft. Oder anders gewendet: *Bei aller Dringlichkeit und allem Veränderungsdruck stehen nur die Mittel und Formen zur Verfügung, die auch wirklich zur Verfügung stehen. Vielleicht ist das ein wirklich revolutionärer Satz!*

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de